

Gabriel
García Márquez
Hundert Jahre
Einsamkeit

Roman

Kiepenheuer
& Witsch

Gabriel García Márquez

Hundert Jahre Einsamkeit

Roman

Neuübersetzung von Dagmar Ploetz



Kurzübersicht

Buch lesen

Titelseite

Über Gabriel García Márquez

Über dieses Buch

Inhaltsverzeichnis

Impressum

Hinweise zur Darstellung dieses E-Books

Über Gabriel García Márquez

Gabriel García Márquez, geboren 1927 in Aracataca, Kolumbien, begann ein Jurastudium, arbeitete dann aber bald als Journalist und Schriftsteller und schuf ein umfangreiches erzählerisches und journalistisches Werk. Seit der Veröffentlichung von »Hundert Jahre Einsamkeit« gilt er weltweit als einer der bedeutendsten und erfolgreichsten Autoren. 1982 erhielt er den Nobelpreis für Literatur. Gabriel García Márquez starb 2014 in Mexico City.

Posthum erschien 2024 der Roman »Wir sehen uns im August«.

Die Übersetzerin

Dagmar Ploetz, geboren 1946 in Herrsching, übersetzt seit 1983 u.a. Werke von Juan Rulfo, Isabel Allende, Rafael Chirbes, Manuel Puig, Juan Marsé und Gabriel García Márquez. 2005 wurde sie mit dem Jane-Scatcherd-Preis, 2012 mit dem Münchner Übersetzerpreis ausgezeichnet. 2010 veröffentlichte sie bei Kiepenheuer & Witsch »Gabriel García Márquez. Leben und Werk«.

Über dieses Buch

»Hundert Jahre Einsamkeit« – ein Jahrhundertroman. 1967 gelang Gabriel García Márquez mit diesem Buch der Durchbruch. Zum 50. Jahrestag der Erstveröffentlichung und anlässlich des 90. Geburtstags seines Autors liegt der Roman nun in einer neuen Übersetzung von Dagmar Ploetz vor.

García Márquez erzählt vom Aufstieg und Niedergang der Familie Buendía und des von ihr gegründeten Dorfs Macondo. Abgeschnitten vom Rest der Welt durch Sümpfe, Urwald und eine undurchdringliche Sierra, ist es der Ort, an dem sich alle Träume, Alpträume und Entdeckungen des Menschen wiederholen. Üppig und bildkräftig, aber auch lakonisch und poetisch lässt García Márquez im Mikrokosmos Macondo ein Stück kolumbianischer Geschichte erstehen, erzählt von den Verstrickungen und Obsessionen der Buendías, von der unbändigen, aber auch fatalen Vitalität ihrer Männer und der störrischen Klugheit ihrer Frauen. Ein großer epischer Atem und kunstvolle anekdotische Miniaturen kennzeichnen diesen Roman, in dem Mythos und Wirklichkeit zu einem Universum verschmelzen, das dem Leser zugleich fern und nah ist.

Der Roman wurde in 37 Sprachen übersetzt und hat sich bisher mehr als 30 Millionen Mal verkauft.



KiWi-NEWSLETTER

jetzt abonnieren

Impressum

Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG
Bahnhofsvorplatz 1
50667 Köln

Titel der Originalausgabe: *Cien años de soledad*

© 1967 by Gabriel García Márquez

All rights reserved

Erste deutsche Übersetzung von Curt Meyer-Clason

© 1970, 1988 by Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Neuübersetzung von Dagmar Ploetz

© 2017 by Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Covergestaltung: Rudolf Linn, Köln

Covermotiv: Rudolf Linn, Köln

Lektorat: Bärbel Flad

ISBN 978-3-462-31707-7

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt. Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen der Inhalte kommen. Jede unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung,

Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Alle im Text enthaltenen externen Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstleister zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Inhaltsverzeichnis

Widmung

Viele Jahre später

Als der Seeräuber

Pilar Terneras Sohn

Das neue Haus

Aureliano Buendía

Oberst Aureliano Buendía

Im Mai

Amaranta,

Oberst Gerineldo Márquez

Jahre später

Die Ehe wäre

Geblendet von

In der Wirrnis

Memes letzte Schulferien

Die Ereignisse

Es regnete

Úrsula musste

Aureliano verließ

Amaranta Úrsula kehrte

Pilar Ternera starb

Nachbemerkung

Für Jomí García Ascot und María Luisa Elío

Viele Jahre später, vor dem Erschießungskommando, sollte Oberst Aureliano Buendía sich an jenen fernen Nachmittag erinnern, als sein Vater ihn mitnahm, das Eis kennenzulernen. Macondo war damals ein Dorf von zwanzig Häusern, aus Lehm und Pfahlrohr am Ufer eines Flusses gebaut, dessen glasklares Wasser dahinschoss in einem Bett glatt polierter Steine, weiß und riesig wie prähistorische Eier. Die Welt war so neu, dass viele Dinge noch keinen Namen hatten, und wer von ihnen sprechen wollte, musste mit dem Finger auf sie zeigen. Jahr für Jahr im Monat März schlug eine zerlumpfte Zigeunerfamilie ihr Zelt in Dorfnähe auf und kündigte unter großem Tamtam von Pfeifen und Trommeln die neuesten Erfindungen an. Zuerst brachten sie den Magneten mit. Ein stämmiger Zigeuner mit wildem Bart und den Krallen eines Sperlings stellte sich als Melquíades vor und schritt zur schauerlichen Vorführung dessen, was er als achttes Weltwunder der weisen Alchimisten aus Mazedonien anpries. Zwei Metallbarren hinter sich her schleifend, zog er von Haus zu Haus, und alle Welt verfiel in Angst und Schrecken, als Kessel, Bratpfannen, Zangen und Kohlebecken von ihrem Platz polterten, Nägel und Schrauben sich verzweifelt aus dem ächzenden Holz zu winden suchten, sogar Langvermisstes gerade dort auftauchte, wo man es am meisten gesucht hatte, und nun alles in wilder Auflösung hinter den magischen Eisen des Melquíades herrumpelte. »Die Dinge haben ein Eigenleben«, verkündete der Zigeuner mit hartem Akzent, »es geht nur darum, ihre Seele zu wecken.« José Arcadio Buendía, dessen rabiante Einbildungskraft immer über den Scharfsinn der Natur hinausging, ja noch Wunder und Magie übertraf, meinte, man könne sich dieser nutzlosen Erfindung bedienen, um der Erde das Gold zu entreißen. Melquíades, der ein ehrlicher Mann

war, warnte ihn: »Dafür taugt sie nicht.« Doch José Arcadio Buendía glaubte zu jener Zeit nicht an die Ehrlichkeit der Zigeuner, also tauschte er sein Maultier und ein paar junge Ziegenböcke gegen die Magneteisen. Úrsula Iguarán, seine Frau, die damit rechnete, das kümmerliche Haushaltsbudget mit diesen Tieren aufzubessern, konnte es ihm nicht ausreden. »Bald haben wir Gold genug, um auch noch das Haus damit zu pflastern«, erwiderte ihr Mann. Mehrere Monate lang bemühte er sich, die Richtigkeit seiner Mutmaßungen zu beweisen. Stück für Stück erkundete er die Gegend, sogar den Grund des Flusses, indem er die zwei Eisenbarren hinter sich her zog und dabei laut die Zauberformel des Melquíades aufsagte. Zutage förderte er jedoch nur eine Rüstung aus dem 15. Jahrhundert, deren Einzelteile durch eine Rostkruste verschweißt waren und aus deren Innerem es wie aus einem riesigen, mit Steinen gefüllten Kürbis hallte. Nachdem es José Arcadio Buendía und den vier Männern seiner Expedition gelungen war, die Rüstung zu zerlegen, fanden sie darin ein verkalktes Gerippe, das ein Kupfermedaillon mit einer Frauenlocke um den Hals trug.

Im März kamen die Zigeuner wieder. Diesmal hatten sie ein Fernrohr dabei und eine trommelgroße Lupe, die sie als letzte Entdeckung der Amsterdamer Juden präsentierten. Sie setzten eine Zigeunerin ans andere Ende des Dorfes und bauten das Fernrohr am Eingang des Zeltens auf. Nach Zahlung von fünf Reales durften die Leute durch das Fernglas schauen und sahen die Frau zum Greifen nah. »Die Wissenschaft hat die Entfernungen aufgehoben«, posaunte Melquíades. »In Kürze wird der Mensch alles sehen können, was irgendwo auf der Erde geschieht, ohne aus dem Haus zu müssen.« An einem glühend heißen Mittag fand eine erstaunliche Vorführung der riesigen Lupe statt: Ein Haufen Heu wurde mitten auf die Straße geschafft und durch die Bündelung der Sonnenstrahlen in Brand gesetzt. José Arcadio Buendía, der den Misserfolg mit den Magneten noch nicht verwunden hatte, kam auf die

Idee, diese neue Erfindung als Kriegswaffe zu nutzen. Wieder versuchte Melquíades, ihm das auszureden. Am Ende jedoch überließ er ihm die Lupe im Tausch für die zwei Magnetbarren und drei Münzen aus der Kolonialzeit. Úrsula weinte fassungslos. Das Geld stammte aus einer Schatulle mit Goldstücken, die ihr Vater im Laufe eines entbehrungsreichen Lebens angehäuft und die sie in Erwartung einer Gelegenheit, sie gut anzulegen, unter dem Bett vergraben hatte. José Arcadio Buendía machte nicht einmal den Versuch, sie zu trösten, so sehr ging er in seinen Experimenten zur Kriegstaktik auf, die er, auch bei Gefahr um Leib und Leben, mit der Selbstlosigkeit eines Wissenschaftlers betrieb. Um zu beweisen, was die Lupe bei feindlichen Truppen anrichten konnte, setzte er sich selbst den gebündelten Strahlen aus und erlitt dabei Brandverletzungen, die zu Geschwüren wurden und erst nach langer Zeit abheilten. Unter dem Protest seiner Frau, die über einen derart gefährlichen Erfindungseifer besorgt war, hätte er beinahe das Haus in Brand gesteckt. Er verbrachte lange Stunden in seinem Zimmer, stellte Berechnungen über die strategischen Möglichkeiten seiner neuartigen Waffe an, bis er ein Handbuch von erstaunlicher didaktischer Klarheit und zwingender Überzeugungskraft verfasst hatte. Er ergänzte es durch zahlreiche persönliche Erfahrungsberichte sowie mehrere Bögen erläuternder Zeichnungen und schickte es an die Behörden durch einen Boten, der die Bergkette überquerte, durch endlose Sümpfe irrte, sich wilde Flüsse stromaufwärts quälte und fast ein Opfer der Raubtiere, der Verzweiflung und der Pest geworden wäre, bevor er einen Verbindungsweg zur Maultierpost erreichte. Obwohl eine Reise in die Hauptstadt zu jener Zeit so gut wie unmöglich war, wollte José Arcadio Buendía, sobald die Regierung das befiehlt, den Versuch wagen, um den Militärs seine Erfindung praktisch vorzuführen und sie höchstpersönlich in die komplizierte Kunst des solaren Kriegs einzuweisen. Mehrere Jahre lang wartete er auf eine Antwort. Müde des Wartens, beklagte er

schließlich bei Melquíades das Scheitern seiner Initiative, worauf der Zigeuner einen überzeugenden Beweis seiner Anständigkeit lieferte: Er gab José Arcadio Buendía die Dublonen im Tausch für die Lupe zurück und überließ ihm zudem einige portugiesische Landkarten und mehrere Navigationsinstrumente. Eigenhändig schrieb er ihm eine knappe Zusammenfassung der Studien des Mönchs Hermann auf, damit er das Astrolabium, den Kompass und den Sextanten bedienen konnte. José Arcadio Buendía verbrachte die langen Regenmonate in einem Zimmerchen, das er hinten an das Haus angebaut hatte, auf dass niemand seine Experimente störe. Nachdem er die häuslichen Verpflichtungen nunmehr völlig vernachlässigte, verbrachte er ganze Nächte im Hof, um den Lauf der Sterne zu beobachten, und holte sich fast einen Sonnenstich bei dem Versuch, eine Methode zur exakten Bestimmung des Mittags zu entwickeln. Als er sich sachkundig in Gebrauch und Anwendung seiner Instrumente gemacht hatte, gewann er eine Vorstellung des Raums, die ihm erlaubte, unbekannte Meere zu befahren, nicht bewohnte Gebiete zu erkunden und mit prächtigen Geschöpfen Umgang zu pflegen, ohne sein Kabinett verlassen zu müssen. Damals gewöhnte er sich an, völlig in sich versunken durchs Haus zu wandern und Selbstgespräche zu führen, während Úrsula und die Kinder sich im Garten krumm arbeiteten, Bananen- und Malangastauden anbauten, Yukka und Kürbis, Yamswurzeln und Auberginen. Plötzlich, ohne jede Ankündigung, fand seine fieberhafte Aktivität ein Ende und machte einer Art Staunen Platz. Mehrere Tage lang war er wie unter einem Bann, murmelte unablässig eine Litanei erstaunlicher Mutmaßungen vor sich hin, ohne den eigenen Folgerungen Glauben zu schenken. Endlich, an einem Dienstag im September, brach mit einem Schlag alles, was ihn quälte, aus ihm heraus. Die Kinder sollten sich für den Rest ihres Lebens an den feierlich erhabenen Ernst erinnern, mit dem ihr Vater sich an das Kopfende des Tisches setzte und ihnen, vor Fieber zitternd, gezeichnet von langen

Nachtwachen und einer unerbittlichen Fantasie, seine Entdeckung offenbarte:

»Die Erde ist rund wie eine Orange.«

Úrsula verlor die Geduld. »Wenn du wahnsinnig werden musst, dann bitte allein«, schrie sie. »Und wehe du trichterst den Kindern deine Zigeunerideen ein.« José Arcadio Buendía blieb gleichmütig, ließ sich von der Verzweiflung seiner Frau, die in einem Wutausbruch das Astrolabium auf dem Boden zerschmetterte, nicht einschüchtern. Er baute sich ein neues, versammelte die Männer des Dorfes in seinem Zimmer und bewies ihnen anhand von Theorien, die keiner verstand, dass man nur immer gen Osten segeln musste, um wieder den Ausgangspunkt zu erreichen. Das ganze Dorf war davon überzeugt, dass José Arcadio Buendía den Verstand verloren hatte, bis Melquíades kam und die Dinge zurechtrückte. Er pries öffentlich die Intelligenz eines Mannes, der allein durch astronomische Spekulation eine Theorie entwickelt hatte, die durch die Praxis schon belegt, aber noch nicht bis nach Macondo vorgedrungen war, und machte ihm, als Zeichen seiner Bewunderung, ein Geschenk, das entscheidenden Einfluss auf die Zukunft des Dorfes haben sollte: ein alchimistisches Labor.

Melquíades war bestürzend schnell gealtert. Bei seinen ersten Besuchen hatte er ebenso alt wie José Arcadio Buendía gewirkt. Während dieser jedoch sein ungeheuerer Kraft bewahrte und immer noch ein Pferd an den Ohren packen und zu Boden werfen konnte, schien den Zigeuner ein hartnäckiges Leiden zu verzehren. In Wirklichkeit handelte es sich um Nachwirkungen vieler seltener Krankheiten, die er sich auf seinen unzähligen Reisen um die Welt zugezogen hatte. Wie er José Arcadio erzählte, während er half, das Labor aufzubauen, war ihm allerorten der Tod auf den Fersen, schnüffelte an seinen Hosen, entschloss sich aber nicht zum letzten Prankenschlag. Melquíades war schon jedweden Seuchen und Katastrophen entkommen, die das Menschengeschlecht

heimgesucht hatten. Er überlebte die Pellagra in Persien, den Skorbut auf dem malaiischen Archipel, die Lepra in Alexandrien, Beriberi in Japan, den Schwarzen Tod in Madagaskar, das Erdbeben von Sizilien und einen Schiffbruch mit zahllosen Opfern in der Magellanstraße. Dieses Wunderwesen, das den Schlüssel des Nostradamus zu besitzen behauptete, war ein düsterer, von einer traurigen Aura umgebener Mensch, dessen asiatischer Blick die andere Seite der Dinge zu kennen schien. Er trug einen Hut, schwarz und groß wie die ausgebreiteten Schwingen eines Raben, dazu eine mit dem Grünspan der Jahrhunderte patinierte Samtweste. Doch trotz seiner unermesslichen Weisheit und seiner geheimnisvollen Ausstrahlung hatte er eine menschliche Schwere, eine irdische Beschaffenheit, die ihn an die kleinsten Probleme des täglichen Lebens gekettet hielt. Er klagte über Altersbeschwerden, litt unter höchst unbedeutenden Geldnöten, und das Lachen war ihm schon seit Langem vergangen, da der Skorbut ihm die Zähne gezogen hatte. An dem stickig heißen Mittag, als Melquíades seine Geheimnisse offenbarte, war sich José Arcadio Buendía gewiss, dass dies der Anfang einer wunderbaren Freundschaft war. Die Kinder staunten über Melquíades' fantastische Geschichten. Aureliano, der damals höchstens fünf Jahre alt war, sollte ihn bis an sein Lebensende so erinnern, wie er ihn an jenem Nachmittag gesehen hatte, im metallisch strahlenden Gegenlicht vor dem Fenster, die dunkelsten Gebiete der Fantasie mit seiner tiefen Orgelstimme erleuchtend, während ihm in der Hitze das Haarschmalz von den Schläfen troff. José Arcadio, Aurelianos älterer Bruder, sollte dieses wundersame Bild seiner gesamten Nachkommenschaft als Erinnerung vererben. Úrsula hingegen blieb ein schlechter Nachgeschmack von jenem Besuch, war sie doch in dem Augenblick ins Zimmer gekommen, als Melquíades in seiner Zerstreutheit ein Fläschchen mit Quecksilberchlorid zerbrach.

»Das ist der Geruch des Teufels«, sagte sie.

»Keineswegs«, korrigierte Melquíades. »Erwiesenermaßen hat der Teufel schwefelige Eigenschaften, und das hier ist nur ein bisschen Ätzsublimat.«

Belehrend wie immer, holte er zu einem tiefgründigen Vortrag über die teuflischen Eigenschaften des Zinnobers aus, aber Úrsula hörte nicht zu und führte die Kinder fort zum Beten. Dieser beißende Geruch sollte ihr für immer im Gedächtnis bleiben und verband sich mit der Erinnerung an Melquíades.

Das rudimentäre Labor bestand – neben allerlei Tiegeln, Trichtern, Retorten, Filtern und Sieben – aus einem primitiven Ofen, dem Athanor, einer Phiole mit langem engen Hals, die dem Philosophischen Ei nachgebildet war, und einem Destillator, den die Zigeuner nach den modernen Beschreibungen des Dreihalskolbens von Maria der Jüdin selbst gebaut hatten. Außer diesen Gegenständen ließ Melquíades Proben der sieben Metalle zurück, die den sieben Planeten zugeordnet waren, dazu die Formeln von Moses und Zosimus für die Doppelung des Goldes sowie eine Reihe von Notizen und Zeichnungen über die Prozesse beim *Großen Werk*, die demjenigen, der sie zu deuten wüsste, einen Weg weisen würden, den Stein der Weisen herzustellen. Verführt von der Einfachheit der Formeln zur Golddoppelung, umgarnte José Arcadio Buendía Úrsula mehrere Wochen lang, sie möge ihm erlauben, ihre aus der Kolonialzeit stammenden Münzen auszugraben und sie so oft zu vermehren, wie das Quecksilber teilbar wäre. Úrsula gab, wie immer, der unbeugsamen Hartnäckigkeit ihres Mannes schließlich nach. So schüttete José Arcadio Buendía dann dreißig Dublonen in eine Kasserolle und schmolz sie mit Kupferspänen, Arsenblende, Schwefel und Blei ein. Er ließ alles über lebhaftem Feuer in einem Kessel Rizinusöl kochen, bis er einen zähen, übel riechenden Sirup erhielt, der eher nach gewöhnlichem Karamell als nach prächtigem Gold aussah. Nach waghalsigen und verzweifelten Destillationsprozessen, der Verschmelzung mit den sieben planetarischen

Metallen, einer Bearbeitung mit hermetischem Quecksilber und Kupfersulfit und erneutem Kochen in Schweineschmalz, da es an Rettichöl mangelte, blieb von Úrsulas kostbarem Erbe nur noch ein verkohlter Klumpen, der nicht mehr vom Boden des Kessels zu lösen war.

Als die Zigeuner zurückkehrten, hatte Úrsula den ganzen Ort gegen sie aufgebracht. Doch die Neugier war stärker als die Angst; während die Zigeuner unter ohrenbetäubendem Lärm von allerlei Musikinstrumenten durchs Dorf zogen, kündigte der Ausrufer die Vorführung eines sagenhaften Fundes aus Nazianz an. Also strömten alle zum Zelt und konnten für einen Centavo Eintritt einen jugendlichen Melquíades bewundern, erholt, faltenlos und mit einem neuen, strahlenden Gebiss. Wer sich an sein vom Skorbut zerfressenes Zahnfleisch, seine eingefallenen Wangen und welken Lippen erinnerte, dem schauderte angesichts dieses schlagenden Beweises für die übernatürlichen Kräfte des Zigeuners. Aus der Angst wurde Panik, als Melquíades die Zähne, makellos in Zahnfleisch eingepasst, herausnahm und sie kurz dem Publikum zeigte – ein flüchtiger Augenblick, in dem er wieder zum hinfälligen Greis der vergangenen Jahre wurde –, sie sich dann wieder einsetzte und erneut im vollen Glanz seiner wiederhergestellten Jugend lächelte. Sogar José Arcadio Buendía meinte, dass Melquíades' Fähigkeiten bedenkliche Grenzen überschritten, erlebte aber eine freudige Überraschung, als der Zigeuner ihm unter vier Augen den Mechanismus seines künstlichen Gebisses erklärte. Der erschien ihm zugleich so einfach und großartig, dass er über Nacht jedes Interesse an seinen alchimistischen Forschungen verlor; erneut verfiel er in Übellaunigkeit, aß nicht mehr regelmäßig und spazierte den ganzen Tag lang durchs Haus. »Auf der Welt geschehen unglaubliche Dinge«, sagte er zu Úrsula. »Selbst hier, auf der anderen Seite des Flusses, gibt es magische Apparate jeglicher Art, nur wir leben immer noch wie die Esel.« Wer ihn aus der Gründungszeit von Macondo

kannte, staunte, wie sehr er sich unter dem Einfluss von Melquíades verändert hatte.

Anfangs war José Arcadio Buendía so etwas wie ein jugendlicher Patriarch gewesen, der Anweisungen für die Aussaat und Ratschläge für die Aufzucht von Kindern und Tieren gab und sich zum Wohl der Gemeinschaft überall einbrachte, auch bei der körperlichen Arbeit. Da sein Haus von Anfang an das beste im Dorf war, wurden die anderen nach diesem Vorbild geschaffen. Es hatte einen großen, lichtdurchfluteten Wohnraum, eine Terrasse mit farbenfrohen Blumen als Esszimmer, zwei Schlafzimmer, einen Hof mit einem riesigen Kastanienbaum, einen gut bestellten Gemüsegarten und ein Gehege, in dem Ziegen, Schweine und Hühner in friedlicher Gemeinschaft lebten. Verboten war nur die Haltung von Kampfhähnen, sowohl in seinem Haus wie in der ganzen Siedlung.

Úrsula stand ihrem Mann an Arbeitseifer nicht nach. Klein, energisch, streng, schien diese Frau mit den eisernen Nerven, die man zu keinem Zeitpunkt ihres Lebens hatte singen hören, von morgens früh bis spät in die Nacht überall zu sein, stets gefolgt vom leisen Rascheln ihrer Leinenröcke. Dank ihr waren die Böden aus fest gestampfter Erde, die ungekalkten Lehmwände und die selbst gefertigten rustikalen Möbel stets sauber, und die alten Truhen, in denen die Wäsche verwahrt wurde, atmeten lauen Basilikumduft aus.

José Arcadio Buendía – das Dorf sollte nie einen Mann mit größerem Unternehmungsgeist erleben – hatte die Häuser so angeordnet, dass man von allen leicht den Fluss erreichte und sich mit Wasser versorgen konnte, auch hatte er die Straßen so klug geführt, dass in der größten Hitze kein Haus mehr Sonne als die anderen abbekam. In wenigen Jahren war Macondo ein weit ordentlicheres und arbeitsameres Dorf als alle anderen, die seine dreihundert Einwohner bisher kennengelernt hatten. Es war ein wahrhaft glückliches Dorf, in dem keiner älter als dreißig und noch niemand gestorben war.

Schon in der Gründungszeit hatte José Arcadio Buendía Fallen und Käfige gebaut. Schnell füllte er nicht nur das eigene Haus, sondern auch alle anderen im Dorf mit Trupialen, Kanarienvögeln, Blauracken und Rotkehlchen. Das Konzert der vielen unterschiedlichen Vögel wurde schließlich so betäubend, dass Úrsula sich Bienenwachs in die Ohren stopfte, um nicht den Sinn für die Wirklichkeit zu verlieren. Als Melquíades mit seinem Clan zum ersten Mal kam und Glaskugeln gegen Kopfschmerzen verkaufte, waren alle erstaunt darüber, dass die Zigeuner dieses im schläfrigen Sumpfland verlorene Dorf überhaupt gefunden hatten, worauf diese bekannten, sie hätten sich vom Gesang der Vögel leiten lassen.

Der Geist des gemeinschaftlichen Aufbruchs wich binnen Kurzem dem Fieber der Magneten, den astronomischen Berechnungen, den Transmutationsträumen und dem Verlangen, die Wunder der Welt kennenzulernen. Der unternehmungsfreudige, propere José Arcadio Buendía verwandelte sich in einen Mann, der wie ein Tagedieb aussah, nachlässig gekleidet und mit einem wilden Bart, den Úrsula gerade einmal mit dem Küchenmesser stutzen konnte. Manche hielten José Arcadio Buendía sogar für das Opfer eines rätselhaften Zaubers. Doch selbst diejenigen, die von seinem Wahnsinn fest überzeugt waren, verließen Arbeit und Familie und folgten ihm, als er das Holzfällerwerkzeug schulterte und alle aufrief, eine Schneise zu schlagen, die Macondo mit den großen Erfindungen verbinden sollte.

José Arcadio Buendía hatte keine Ahnung von der Geografie der Gegend. Er wusste nur, nach Osten hin lag die undurchdringliche Sierra und jenseits der Sierra die sehr alte Stadt Riohacha, wo in vergangenen Zeiten – wie ihm sein Großvater, der erste Aureliano Buendía, erzählt hatte – Sir Francis Drake einen Sport daraus machte, mit Kanonen auf Kaimane zu schießen, die er dann wieder zusammenflicken und mit Stroh ausstopfen ließ, um sie Königin Elizabeth mitzubringen. In seiner Jugend

hatten José Arcadio Buendía und seine Männer mit Frauen und Kindern und Tieren und allem möglichen Hausgerät auf der Suche nach einem Zugang zum Meer die Berge überquert, nach sechsundzwanzig Monaten jedoch das Unternehmen abgebrochen und Macondo gegründet, um nicht den Rückweg antreten zu müssen. Also kam diese Route für ihn nicht infrage, konnte sie doch nur in die Vergangenheit führen. Im Süden lagen die Sümpfe, von einer ewigen Pflanzenhaut bedeckt, und das weite Universum der Ciénaga Grande, der großen Sumpflagune, die nach dem Zeugnis der Zigeuner grenzenlos war. Die Ciénaga verschwamm im Westen mit einer Wasserfläche ohne Horizont, wo zarthäutige Meeressäuger mit dem Kopf und dem Oberkörper einer Frau lebten und mit dem Zauber ihrer ungeheuren Brüste den Seefahrern zum Verhängnis wurden. Die Zigeuner befuhren sechs Monate lang diesen Wasserweg, bevor sie den Festlandgürtel erreichten, auf dem die Maultierpost verkehrte. Nach José Arcadio Buendías Berechnungen bot nur die Nordroute die Möglichkeit, in Kontakt mit der Zivilisation zu treten. Also rüstete er dieselben Männer, die ihn bei der Gründung von Macondo begleitet hatten, mit Werkzeug zum Holzfällen und Jagdwaffen aus, packte Landkarten und Navigationsinstrumente in einen Tornister und machte sich zu dem waghalsigen Abenteuer auf.

In den ersten Tagen stießen sie auf kein nennenswertes Hindernis. Sie wanderten flussabwärts das steinige Ufer entlang bis zu der Stelle, an der sie Jahre zuvor die Ritterrüstung gefunden hatten, und drangen dort auf einem Pfad zwischen wilden Orangenbäumen in den Urwald ein. Nach der ersten Woche erlegten sie einen Hirsch und brieten ihn, begnügten sich aber mit der Hälfte des Fleisches und salzten den Rest für die kommenden Tage ein. Mit dieser Vorkehrung wollten sie den Zeitpunkt hinausschieben, an dem sie wieder Guacamayas essen mussten – das blaue Papageienfleisch schmeckte streng nach Moschus. Dann sahen sie zehn Tage lang die Sonne nicht. Der Boden wurde feucht und weich wie

Vulkanasche, immer heimtückischer die Vegetation, immer ferner klangen die Vogelschreie und das Kreischen der Affen, und die Welt wurde auf immer traurig. In diesem Paradies der Feuchtigkeit und Stille vor dem Sündenfall, wo die Stiefel in dampfenden Öllachen versanken und die Macheten blutige Lilien und goldene Salamander zerfetzten, wurden die Männer der Expedition von ihren ältesten Erinnerungen eingeholt. Eine Woche lang rückten sie, fast ohne zu sprechen, wie Schlafwandler durch ein Universum der Schwermut vor, beleuchtet nur vom schwachen Widerschein der Leuchtkäfer, die Lungen erschöpft von stickigem Blutdunst. Zurück konnten sie nicht, da die Schneise, die sie schlugen, sich schnell wieder mit neuer Vegetation schloss, der sie beim Wachsen förmlich zusehen konnten. »Macht nichts«, sagte Arcadio Buendía. »Wichtig ist nur, nicht die Orientierung zu verlieren.« Immer auf den Kompass achtend, führte er seine Männer weiter auf einen unsichtbaren Norden zu, bis sie aus dem verwünschten Gebiet herausfanden. Die Nacht war dicht, sternenlos, doch die Dunkelheit war von einer neuen, sauberen Luft erfüllt. Erschöpft von dem langen Marsch befestigten sie ihre Hängematten und schliefen zum ersten Mal seit zwei Wochen tief und fest. Als sie aufwachten, die Sonne stand schon hoch, erstarrten sie vor Staunen. Vor ihnen lag, von Farnen und Palmen umrahmt, weiß und staubig im schweigsamen Licht des Morgens, eine riesige spanische Galeone. Leicht nach Steuerbord geneigt, die Masten unbeschädigt, hingen schmutzige Fetzen der Segel von der mit Orchideen bekränzten Takelage. Der Rumpf, von einem glatten Panzer aus versteinerten Saugfischen und zartem Moos bedeckt, steckte tief im steinigen Boden. Das Ganze schien einen ureigenen Raum zu beanspruchen, einen Raum der Einsamkeit und des Vergessens, der den Lastern der Zeit und den Gewohnheiten der Vögel verwehrt blieb. Im Schiffsbauch, den die Männer der Expedition mit unterdrückter Erregung erkundeten, fand sich nichts als ein dichter Blumenwald.

Der Fund der Galeone, ein Hinweis auf die Nähe des Meeres, brach José Arcadio Buendías Schwung. Er hielt es für einen Streich seines spitzbübischen Schicksals, dass er unter Opfern und unzähligen Mühen das Meer gesucht hatte, ohne es zu finden, und dieses ihm nun, da er es gefunden hatte, ohne es zu suchen, als unbezwingbares Hindernis im Weg lag. Viele Jahre später, als dort schon eine reguläre Postverbindung bestand, durchquerte Oberst Aureliano Buendía erneut die Region und fand nur noch das verkohlte Gerippe des Schiffs inmitten eines Mohnfelds vor. Nun erst davon überzeugt, dass diese Geschichte nicht eine Ausgeburt der Fantasie seines Vaters war, fragte er sich, wie die Galeone so tief ins Festland vorgedrungen sein konnte. José Arcadio Buendía jedoch hatte diese Frage nicht beschäftigt, als er, nach vier weiteren Tagen und zwölf Kilometer von der Galeone entfernt, das Meer fand. Hier, vor diesem aschfarbenen, schmutzig schäumenden Meer, das nicht die Gefahren und Opfer seines Abenteuers wert war, fanden seine Träume ihr Ende.

»Verdammte Scheiße!«, schrie er. »Macondo ist auf allen Seiten von Wasser umgeben.«

Die Vorstellung von einer Halbinsel Macondo hielt sich lange, inspiriert von der willkürlichen Landkarte, die José Arcadio Buendía nach der Rückkehr von seiner Expedition zeichnete. Er entwarf diese Karte voller Wut, übertrieb böswillig die schlechten Verbindungsmöglichkeiten, wie um sich selbst für sein völliges Versagen bei der Wahl des Ortes zu bestrafen. »Wir werden nie irgendwohin kommen«, jammerte er Úrsula vor. »Hier werden wir bei lebendigem Leib verfaulen, ohne die Wohltaten der Wissenschaft zu erfahren.« Diese Gewissheit, mehrere Monate im kleinen Laborzimmer wiedergekaut, brachte ihn auf die Idee, Macondo an einen günstigeren Ort zu verpflanzen. Doch diesmal kam Úrsula seinen fiebrigen Absichten zuvor. Still und heimlich, mit dem unerbittlichen Fleiß einer Ameise, brachte sie die Frauen gegen die Launen ihrer Männer auf, die sich schon auf den Umzug vorzubereiten begannen. José Arcadio

Buendía erfuhr nicht, wann und aufgrund welcher Gegenkräfte seine Pläne in einem Gewirr von Vorwänden, Zwischenfällen und Ausweichmanövern hängen blieben, bis sie nur noch eine reine, schlichte Illusion waren. Úrsula beobachtete ihn mit unschuldiger Aufmerksamkeit und empfand sogar etwas Mitleid mit ihm, als sie ihn eines Morgens in seinem kleinen Hinterzimmer dabei überraschte, wie er zwischen den Zähnen von seinen Umzugsträumen brabbelte und dabei die einzelnen Teile des Laboratoriums in die Originalschachteln verpackte. Sie ließ ihn machen. Ließ ihn die Kisten zunageln und mit einem in Tinte getauchten Pinsel seine Initialen daraufmalen, ohne jeden Vorwurf, wusste sie doch, dass er wusste (das hatte sie aus seinen tauben Monologen herausgehört), dass die Männer des Dorfes ihm bei seinem Vorhaben nicht zur Seite stehen würden. Erst als er begann, die Tür des Zimmerchens auszubauen, wagte Úrsula zu fragen, warum er das mache, woraufhin er mit einer gewissen Bitterkeit antwortete: »Da keiner gehen will, gehen wir allein.« Úrsula blieb ruhig.

»Wir gehen nicht«, sagte sie. »Wir bleiben hier, weil wir hier einen Sohn bekommen haben.«

»Noch haben wir keinen Toten«, sagte er. »Man gehört nirgendwohin, solange man keinen Toten unter der Erde hat.«

Úrsula erwiderte mit sanfter Entschiedenheit: »Wenn es nötig ist, dass ich sterbe, damit ihr hierbleibt, dann sterbe ich.«

José Arcadio Buendía glaubte nicht an den unbeugsamen Willen seiner Frau. Er versuchte, sie mit dem Zauber seiner Fantasie zu verführen, mit der Verheißung einer wunderbaren Welt, wo man nur einige magische Flüssigkeiten auf die Erde zu schütten brauchte, damit die Pflanzen nach des Menschen Willen Früchte trugen, und wo man zu Spottpreisen alle möglichen Apparate gegen den Schmerz kaufen konnte. Aber Úrsula war nicht ansprechbar für seine Hellseherei.

»Statt deinen neumodischen Hirngespinsten nachzuhängen, solltest du dich lieber um deine Kinder kümmern«, erwiderte sie. »Schau sie an, sie sind sich selbst und dem Schicksal überlassen wie die Esel.«

José Arcadio Buendía nahm die Aufforderung seiner Frau wörtlich. Er blickte durchs Fenster und sah die beiden barfüßigen Jungen im sonnigen Gemüsegarten, und es war ihm, als hätten sie erst in diesem Augenblick zu existieren begonnen, erschaffen durch Úrsulas Beschwörung. Und dann geschah etwas in seinem Inneren; etwas Geheimnisvolles und Endgültiges, das ihn aus seiner gegenwärtigen Zeit riss und ihn in eine unerforschte Region der Erinnerungen treiben ließ. Während Úrsula weiter das Haus fegte, nun sicher, dass sie es für den Rest ihres Lebens nicht verlassen würde, blickte er noch immer gedankenverloren auf die Kinder, bis ihm die Augen feucht wurden und er sie, einen tiefen Seufzer der Resignation ausstoßend, mit dem Handrücken abwischte.

»Gut also«, sagte er. »Ruf sie, sie sollen mir helfen, die Kisten auszupacken.«

José Arcadio, der ältere Sohn, war gerade vierzehn geworden. Wie sein Vater hatte er einen viereckigen Schädel, störrisches Haar und einen ausgeprägten Willen. Auch er zeigte die Anlage zu körperlicher Größe und Kraft, doch war schon damals ersichtlich, dass es ihm an Fantasie mangelte. Er war während der mühevollen Überquerung der Sierra gezeugt und geboren worden, noch vor der Gründung Macondos, und seine Eltern dankten dem Himmel, als sie feststellten, dass er kein tierisches Organ aufwies. Aureliano, der erste Mensch, der in Macondo zur Welt kam, sollte im März sechs werden. Er war still und scheu. Im Bauch seiner Mutter hatte er geweint und war mit geöffneten Augen zur Welt gekommen. Als die Nabelschnur durchtrennt wurde, bewegte er den Kopf hin und her, erkannte die Gegenstände im Zimmer und musterte die Gesichter der Leute mit einer Neugier ohne Staunen. Dann fixierte er, gleichgültig gegenüber jenen, die herantraten, um ihn kennenzulernen,

das Dach aus Palmstroh, das unter dem enormen Druck des Regens einzubrechen drohte. Úrsula dachte nicht mehr an diesen eindringlichen Blick, bis der kleine Aureliano, nun dreijährig, eines Tages in die Küche kam, als sie gerade einen Topf mit kochender Brühe vom Feuer nahm und auf den Tisch stellte. Der Sohn stand gebannt in der Tür und sagte: »Der fällt runter.« Der Topf stand fest in der Mitte des Tisches, bewegte sich aber, sobald der Junge die Ankündigung gemacht hatte, wie von einer inneren Dynamik getrieben, unwiderruflich auf den Rand zu und zerbrach am Boden. Úrsula war besorgt und erzählte ihrem Mann von dem Vorfall, doch dieser deutete ihn als ein natürliches Phänomen. So war er immer, dem Dasein seiner Kinder fern, teils weil er die Kindheit für eine Zeit geistiger Unzulänglichkeit hielt, teils weil er zu sehr in den eigenen spekulativen Hirngespinnsten befangen war.

Doch seit dem Nachmittag, an dem er die Jungen gerufen hatte, ihm beim Auspacken der Laborsachen zu helfen, widmete er ihnen seine besten Stunden. In dem abgelegenen Zimmerchen, dessen Wände sich nach und nach mit märchenhaften Drucken und den unwahrscheinlichsten Landkarten füllten, brachte er ihnen Lesen, Schreiben und Rechnen bei und erzählte ihnen von den Wundern der Welt, wobei er nicht nur so weit ging, wie seine Kenntnisse reichten, sondern die Grenzen seiner Einbildungskraft ins schier Unmögliche dehnte. Also lernten die Kinder, dass an der Südspitze Afrikas Menschen lebten, die so intelligent und friedliebend waren, dass Stillsitzen und Nachdenken ihr einziges Vergnügen war, oder dass man zu Fuß das Ägäische Meer überqueren konnte, wenn man von Insel zu Insel bis zum Hafen von Saloniki hüpfte. Diese den Atem verschlagenden Sitzungen prägten sich so tief ins Gedächtnis der Kinder ein, dass viele Jahre später, eine Sekunde bevor der Offizier des regulären Heers dem Erschießungskommando den Feuerbefehl gab, Oberst Aureliano Buendía noch einmal den lauen Märznachmittag durchlebte, an dem sein Vater die Physikstunde

Nachbemerkung

Hundert Jahre Einsamkeit erschien Anfang Juni 1967 in Argentinien. Ein von Kollegen wie Carlos Fuentes ausgehender Rumor, man habe es hier mit etwas ganz Einzigartigem zu tun, begleitete die Veröffentlichung. So war die erste Auflage bereits vergriffen, als am 20. Juni »Primera Plana« (ein »Spiegel« oder »Stern« vergleichbares Magazin) García Márquez auf dem Titelblatt brachte und den Roman in höchsten Tönen lobte. Das machte den Autor in Buenos Aires schlagartig bekannt. Sein Ruhm breitete sich bald über ganz Lateinamerika aus, dann über Europa, die USA und den Rest der Welt. Der Roman wurde bis heute in 37 Sprachen übersetzt und in mehr als 30 Millionen Exemplaren verkauft.

2007 erschien zur Feier des 80. Geburtstags von García Márquez und des 40. Jubiläums der Erstveröffentlichung von *Hundert Jahre Einsamkeit* eine Sonderausgabe des Romans, der diese Übersetzung folgt:

Gabriel García Márquez, *Cien años de soledad*. Edición conmemorativa. Real Academia Española, Asociación de Academias de la Lengua Española. 2007 (vertrieben von den Verlagen, die GGM in Lateinamerika und Spanien veröffentlichen – Norma, Diana, Sudamericana, Mondadori)

Dies ist die Ausgabe letzter Hand, von dem Herausgeberteam der Akademien nochmals lektoriert und vom Autor selbst in den Druckfahnen mit einer Reihe geringfügiger Änderungen, vor allem stilistischer Natur, versehen.

Nun, drei Jahre nach García Márquez' Tod, stehen sein 90. Geburtstag und das 50. Jubiläum von *Hundert Jahre Einsamkeit* an. Zeit für eine Neuübersetzung, die Autor und Werk feiert.

Vor fast einem halben Jahrhundert hat Curt Meyer-Clason (1910–2012) den Roman entdeckt, dem Verleger Reinhold Neven Du Mont ans Herz gelegt und das Buch dann für Kiepenheuer & Witsch übersetzt. Seinem Einsatz und seiner bildkräftigen Sprache ist es zu verdanken, dass *Hundert Jahre Einsamkeit* 1970 auch die deutschen Leser begeistern konnte.

Der Roman erschien zu einer Zeit, als die literarische Landschaft in Europa eher karg war, das Erzählen als naiv galt, man gar den Tod des Romans proklamierte, den man für untauglich hielt, die komplexe Wirklichkeit darzustellen. In der Bundesrepublik entstand einerseits eine formal experimentierende Literatur, angelehnt an den französischen Nouveau Roman und dessen Abbildung von Oberflächenphänomenen, und andererseits – es ist die Zeit der Politisierung um 68 – eine politisch dokumentarische Literatur, die sich weitgehend der Fiktion verweigerte. García Márquez' vierter Roman, der erste, der ihm Erfolg bescherte, traf mit seiner Opulenz, seiner kunstvoll gebändigten Fabulierlust und einem tief im Regionalen wurzelnden universellen Anspruch auf ein entwöhntes Publikum, das dankbar diese Fülle und Farbigkeit aufnahm.

Übersetzungen veralten bekanntlich schneller als die Originale, eine Folge der individuellen und zeitbedingten Interpretation des Textes, aber auch der stärkeren Orientierung auf die Vermittlung, auf den Leser. Die Begeisterung für das Neue, Besondere, das der Übersetzer im Werk entdeckt, kann ihn dazu verführen, ebendieses zu betonen, das Farbige noch farbiger auszumalen, exotische Anmutungen in den Vordergrund zu rücken und auch solche Passagen damit abzutönen, die im Original andere Assoziationen wecken. Dieses Phänomen ist bei den deutschen Übersetzungen der Literatur des sogenannten lateinamerikanischen Booms häufiger zu beobachten.

Mein Vorsatz war also, dem entgegenzuwirken und den unterschiedlichen Stilebenen des Romans und der durchaus auch vorhandenen Nüchternheit und Lakonik gerecht zu werden. Curt Meyer-Clason schrieb ein sehr reiches Deutsch, das sich noch sämtlicher Register des Romans aus dem 19. Jahrhundert bediente. Eine stilistische Prägung, die dazu führt, dass seine Übersetzung für das heutige Ohr streckenweise ein wenig altertümlich klingt. Bezeichnend ist die rigorose Vermeidung von im Deutschen längst eingebürgerten Fremdwörtern. Aber auch bei der durchaus wörtlichen Übersetzung wird mit zahlreichen Substantiven zuweilen in Kauf genommen, dass der Text im Deutschen, das eher zu einem verbalen Stil tendiert, umständlicher wirkt als im Spanischen. Zudem ist die alte Formel, eine Übertragung vom Spanischen ins Deutsche gerate automatisch zehn bis fünfzehn Prozent länger als das Original, weder zwingend noch wünschenswert. Im Sinne einer Adäquanz des allgemeinen Leseerlebnisses habe ich mich bemüht, immer dann, wenn es sich ohne Verlust anbot, eher auf Knappheit als auf Ausmalung zu achten.

Um mir ein Stück Unbefangenheit zu bewahren, habe ich zunächst meine Rohübersetzung fertiggestellt, sie überarbeitet und erst dann mit der Version von Meyer-Clason verglichen. Dabei stellte ich fest, dass vieles sehr ähnlich war, manches ganz anders (zahlreiche inhaltliche Fehler konnten getilgt werden), einiges aber bei ihm schlicht besser als in meiner Fassung klang. In solchen Fällen habe ich nicht gezögert, die Lösung meines Vorgängers zu übernehmen, der auf diese Weise noch im vorliegenden Text präsent ist. Zum stillen Dialog mit dem Autor war der mit dem Erstübersetzer hinzugekommen: gewissermaßen ein Werkstattgespräch, anregend, aufreibend und erkenntnisreich. Ein Gespräch, aus dem meine langjährige Lektorin Bärbel Flad mit ihrer Erfahrung, ihrem kritischen Blick und ihrer Begeisterung nicht wegzudenken ist und an dem teilzunehmen nun auch der Leser eingeladen ist.

Dagmar Ploetz

Im Januar 2017